

Heimatlos unter Feinden ...

Das Schicksal der verfolgten Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa von 1944 bis 1951

Band IX/09

Einmarsch der sowjetischen Truppen östlich der Oder-Neiße

Sowjetische Entnazifizierung und Verhörmethoden

>>Es ist noch ein wahres Glück, daß der Mensch, der den andern prügelt, am Ende müde wird, sonst könnte es der andere wahrhaftig nicht aushalten.<< (Heinrich Heine)

Den sowjetischen Kampftruppen folgten regelmäßig NKWD-Geheimpolizisten. Die berüchtigten NKWD-Einheiten (ab 1946 = MWD), die man im Jahre 1944 dem sowjetischen Ministerium des Innern angegliedert hatte, richteten in allen größeren Gemeinden und Städten Kommandanturen ein (x018/17.649).

Bei den "politischen Säuberungen" bzw. "Entnazifizierungen" wurden in erster Linie alle "Kapitalisten" und die "Intelligenz" ausgeschaltet. Die NKWD-Streifen nahmen häufig auch Juden, Kommunisten, Sozialisten und Antifaschisten fest, die man gerade erst aus den NS-Vernichtungs- und Konzentrationslagern befreit hatte. Die verhafteten Ost- und Volksdeutschen wurden in Zuchthäusern, Gefängnissen, Viehställen oder in Kohlenkellern inhaftiert.

Während der Verhöre oder "Gerichtsverhandlungen" wurden manche Angeklagte äußerst brutal gefoltert, um Geständnisse zu erpressen. Im allgemeinen mußte man folgende Standardfragen beantworten: "Du Nazi? SS? SA? HJ? BDM? Aktiver Soldat? Lebenslauf? Beruf?"

Falls "Kapitalisten" (Geschäftsleute und Gutsbesitzer) ihre verborgenen "Schätze" oder Warenlager nicht preisgeben wollten ("Wo Gold? Devisen? Dollar?"), erhielten sie spezielle Prügelraktionen. Einige Häftlinge unterschrieben frühzeitig Geständnisse (Parteizugehörigkeit etc.), um weitere Mißhandlungen zu vermeiden oder weil sie Denunzianten fürchteten. Die Mehrheit wehrte sich jedoch zunächst hartnäckig gegen alle Schuldzuweisungen. Da viele Dolmetscher nur mangelhaft deutsch sprachen, ereigneten sich dauernd Mißverständnisse, die Unschuldigen das Leben kosteten oder Schuldigen die Freiheit schenkten.

Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die sowjetische Entnazifizierung in den ostdeutschen Provinzen (x010/32): >>Die Verhafteten wurden in Gefängnisse oder in sog. GPU-Keller verbracht und tage- und wochenlangen Verhören unter Bedrohung mit Schußwaffen unterworfen. Es fanden hier schwerste Mißhandlungen, in Einzelfällen mit Todesfolge, statt, um von den Verhafteten eine Unterschrift zu erzwingen, daß sie einer Parteiorganisation angehört haben, wie dies durch zahlreiche Aussagen übereinstimmend überliefert ist. Die meisten der Verhafteten sind ... in die Arbeitslager der Sowjetunion verschleppt worden. Offenbar handelte es sich um Personen, die die von ihnen geforderte Unterschrift geleistet haben. Andere, von denen eine Erklärung über eine Zugehörigkeit zu NS-Organisationen trotz der Folterungen nicht zu erlangen war, wurden schließlich entlassen.<<

Systematische Plünderungen und Zerstörungsaktionen

>>Ja, das ist ein Feuer, das bis in den Abgrund frißt und all meine Habe bis auf die Wurzel vernichtet.<< (*Hiob 31, 12*)

Die sowjetische Militärführung hatte bereits im Dezember 1944 organisatorische Voraussetzungen für den Abtransport des Plünderungsgutes eingeleitet. Hinter der sowjetischen Kampffront wurden z.B. spezielle Postämter für den persönlichen Paketversand in die Sowjetunion

eingrichtet und offizielle Sondergenehmigungen erteilt (x001/66E). Jeder "einfache" sowjetische Soldat durfte monatlich 2 Pakete (Höchstgewicht je Paket = 8 kg) per Post in die Heimat schicken (x028/89). Sowjetische Offiziere konnten die doppelte Menge versenden. Angesichts der Tatsache, daß die Rotarmisten außer ihrer schmalen Verpflegungsration nichts besaßen, mußten sie sich "notgedrungen" Kriegsbeute beschaffen, damit sie ihren Angehörigen überhaupt etwas schicken konnten.

Die Kultur- und Zivilisationsgüter der Deutschen zogen die fassungslosen Rotarmisten, die mehrheitlich nur Armut und ungeheuren Verbrauchsgütermangel kannten, magisch an. Das angeblich zusammengeraubte Diebesgut der Kapitalisten und Faschisten wurde von der Roten Armee lediglich "beschlagnahmt". Die zügellosen "Befreier" plünderten nicht nur hemmungslos, sondern vielfach zerstörten sie außerdem alles, was sie nicht gebrauchen oder mitnehmen konnten. Um die zugesagte Plünderungsfreiheit zu erleichtern, hetzte man die Deutschen tagelang in der näheren Umgebung ihrer Wohnorte herum. Viele "Plünderungsevakuierete" durften erst nach 8-14 Tagen in ihre Heimatorte zurückkehren.

Nach den Plünderungen und Zerstörungsaktionen konnte man einige Ortschaften fast nicht mehr erkennen. Wohin man auch blickte, überall sah man abgebrannte Ruinen oder Häuser mit zerschlagenen Fenstern und Türen.

Auf Schritt und Tritt stieß man auf ausgeplünderte Flüchtlingsfuhrwerke, plattgefahrene Tierkadaver, Glasscherben, Schutt, Müll, zersplitterte Möbel, Autowracks, zerschossene Bäume, umgefahrene Straßenschilder und Laternenpfähle.

In den Häusern und Wohnungen herrschten oftmals entsetzliche Zustände. Die Plünderer hatten alle Fenster und Türen zerschlagen oder eingetreten. Sämtliche Räume, vom Keller bis zum Dachboden, waren durchgewühlt und mutwillig verwüstet. In den Wohnungen lagen zersplitterte Porzellangefäße, Bilder, Lampen und Spiegel. Einige Räume waren z.T. kniehoch mit vernichteten Gegenständen angefüllt. Aufgeschlitzte Federbetten, Kleidungsstücke, Wäsche, zerbrochener Hausrat, Glas- und Porzellanscherben, verdorbene Lebensmittel aller Art und demolierte Möbel bedeckten die Fußböden. Vielerorts lagen Einrichtungsgegenstände und Möbel vor den Häusern, weil man sie während der Plünderungen kurzerhand aus den Fenstern auf die Straße geworfen hatte.

Wertvolle Bilder, Klaviere, Ledermöbel, Teppiche, Standuhren und andere kostbare Vermögenswerte standen trotz Schnee, Regen oder Sturm ungeschützt an den Straßenrändern. Auf den Straßen flatterten verschmutzte Bilder, zerrissene Bücher und wertvolle Briefmarkensammlungen umher.

In den Ställen und Scheunen der Bauern sah es ebenfalls trostlos aus. Viele Viehställe und Scheunen waren vollständig leer, denn die sowjetischen Reparationskommandos hatten bereits sämtliche landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte, den Viehbestand, Getreide- und Futtermittelvorräte sowie Saatbestände in die UdSSR transportiert. Da mehrere Millionen Rotarmisten verpflegt werden mußten, wurde der Großviehbestand (Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen) schnell drastisch reduziert. Die letzten Gänse, Enten, Puten, Hühner, Tauben, Kaninchen und sonstiges Kleinvieh "beschlagnahmen" schließlich Marodeure, Partisanen und slawische Zivilisten, die nach den sowjetischen Truppen überall durch die besetzten Ostgebiete streiften.

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostpreußen

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Königsberg am 9. April 1945, Internierung im Lager Karmitten im April 1945

Erlebnisbericht der Hildegard R. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/116-119): >>Am 9. April 1945 ereilte uns in Königsberg das Schicksal, dem wir zu entrinnen geglaubt hatten,

weil wir bis zu diesem Tag von Bombenangriffen, Artilleriebeschuß und Tieffliegern auf unsere Häuser zwischen der Kunstakademie und Juditten verschont geblieben waren.

Noch heute vermeine ich das unheimliche Geräusch der Stalinorgeln zu hören, dem plötzlich eine unheimliche Stille folgte, als die Nahkämpfe in unseren Gärten begannen. Apathisch und vorbereitet durch die lange Belagerungszeit ließ man alles über sich ergehen, hielt Schmuck, Stiefel und Getränke den die Kellertreppe hinunterstürzenden, wild um sich blickenden russischen Soldaten entgegen, um sie von einer jungen Frau abzulenken, die bei meinem Mann und mir im Luftschutzkeller saß.

Nachdem keine "Uhri" mehr zu finden war, suchten sie nach versteckten Frauen, und viele Male wurde Frau T. in den Nebenraum geschleift; denn aufrecht gehen konnte sie nicht mehr. Gegen Abend wurden die Bewohner unserer Straße – es waren ca. 30 Menschen – in den größten Keller getrieben. Jeder trug sein Luftschutzgepäck bei sich. Niemand getraute sich einzuschlafen, denn ob jung oder alt, immer neue Soldaten holten ihre gellend schreienden Opfer aus dem Keller.

Am Morgen mußten wir uns auf der Straße aufstellen, nachdem man uns das Gepäck abgenommen hatte. Die meisten hatten nur eine Tasche mit Lebensmitteln bei sich. Von einigen Straßen wurden die Menschen zusammengetrieben, und als eine junge Frau bei der Berührung durch einen russischen Soldaten auswich, erschöß er sie mit zwei Schüssen. Ein Mann, der sie beschützen wollte, wurde von dem Täter mit Tritten in den Rücken um die Straßenecke geführt. ...

Ob alt, ob jung, alle wurden über noch nicht vollständig entminnte Felder bei Juditten gejagt und mußten bis zur Ausgangsstelle zurück. Nun wurden die Männer von uns Frauen getrennt und weggeführt. Die Übriggebliebenen trotteten abgestumpft und müde ihrem gut deutsch sprechenden Führer nach. Es ging an der Fürstenschlucht vorbei. ... Der Weg war mit Leichen von deutschen Soldaten und zerschossenen Fahrzeugen bedeckt. Über uns flogen sowjetische Flugzeugverbände in Richtung Innenstadt, in der noch Widerstand geleistet wurde. ... Wir wußten nicht, wohin es ging, oft hörte man das Wort "Sibirien".

Es dunkelte, vor uns lag die brennende Stadt. Wir wußten nicht, durch welche Straßen wir getrieben wurden. ... Da hieß es: "An die Mauer stellen!" Hin und wieder schrie jemand und weinte. Wir erwarteten irgendwie unser Ende. Nichts geschah. Dann mußten wir uns wieder aufstellen und wurden in Häuser gejagt und in Zimmern eingepfercht, bis der Rauch und die Hitze unerträglich wurden. Um Mitternacht ging es dann wieder nach der Außenstadt, und in den Gärten von Ballieth wurde Rast gemacht. Wir bogen die Zweige der Sträucher auseinander und legten uns todmüde darauf. Die kalte Aprilmacht ließ unsere Glieder erzittern, doch etwas Ruhe fanden wir.

Am Morgen des 10. April ging es weiter durch's Samland. Die folgende Nacht verbrachten wir in einer großen Scheune, alle (waren) stumm vor Angst und Leid und verzweifelt über das, was wir auf unserem Leidensweg gesehen hatten. An der Spitze des Zuges gingen ein paar Franzosen. Einer von ihnen trat auf eine Mine und wälzte sich in seinem Blut, bis er durch einen Schuß des Postens erlöst wurde. Mütter setzten sich mit ihren Kindern an den Wegrand und weigerten sich, weiterzugehen. Der Posten riß sie hoch und stieß sie mit dem Kolben vorwärts. Handwagen mit kranken Menschen mußten stehengelassen werden. In jeder Männerleiche, die mit dem Gesicht auf dem Erdboden lag, sah ich meinen Mann. ...

Nach 14 Tagen kam ich zum Verhör. Ein Posten brachte mich ins Gutshaus. Dort stellte sich ein junger Russe vor mich hin und schlug (mich) mit einer Reitpeitsche ... und schrie: "Du lugst, du lugst!", als ich meine Mitgliedschaft (in der NSDAP) verneinte. Dann nahm er mir meine Handtasche mit Photographien und Geld weg und ließ mich in einen anderen Stall bringen. ... Hier war kein Fenster, so daß man tagsüber im Dunkeln saß. Dort war ein Bottich

für Exkreme aufgestellt, der überschwappte und uns beschmutzte. Ich fand dort zwei bekannte Frauen wieder, deren Rücken blutig zerschlagen waren.

Wieviel Tage ich dort zugebracht habe, weiß ich nicht, ich verschlief die Zeit; denn ich litt an ruhrähnlichen Durchfällen und fiel oft in Ohnmacht. ...

Ende April hieß es plötzlich: "Alle aus unserem Stall aufstellen, es geht nach Königsberg zurück." Im großen Gutspark standen einige hundert Männer und Frauen. Unter den Männern sollen viele Angehörige der Königsberger Intelligenz gewesen sein, auch Professoren der Universität. Ich sehe vor mir einen alten Herrn, der vor Schwäche auf der Erde lag und seine Arme gen Himmel hob und rief: "Ach bitte, nehmt mich doch mit." Doch jeder war so hilflos, daß er sich selbst kaum schleppen konnte. Und doch kamen wir unter Aufbietung der letzten Kräfte in Rothenstein an, wo wir in ein anderes Lager sollten. Eine Nachbarin und ich wagten es am nächsten Morgen, allein durch die schwelende Stadt zu gehen.

In der Hagenstraße sahen wir einen offenen Fleischerladen, in dem ein Stück Pferdefleisch hing, das wir gierig einpackten. Nur hin und wieder trafen wir einen Soldaten, der uns "Matkas" gehen ließ, weil er nichts in unseren Taschen fand. In unserer Straße (herrschte) Totenstille und (man sah) kein Lebewesen. Wir legten uns in ein Gartenhaus und wurden dort von einer anderen deutschen Frau gefunden, die uns zu sich in ihr Zimmer nahm und uns in unserer Krankheit beistand, bis sie als erste von uns starb. Meine Weggenossin verhungerte später ebenfalls. Beiden verdanke ich mein Leben.

Bald mußten wir in eine größere Gemeinschaft von Deutschen, denn Partisanen, die den russischen Soldaten folgten, setzten uns jetzt zu und nahmen uns das weg, was wir in den Kellern wiedergefunden hatten. In den verlassenen Wohnungen sah es wüst aus. Die Betten waren aufgeschlitzt. Weckgläser (hatte man) geöffnet und verunreinigt, Polstermöbel durchstochen und den Bezug abgeschnitten. ...<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Westpreußen

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Elbing im Februar 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers A. W. aus der Stadt Elbing in Westpreußen (x002/453-456):

>>Am 5. Februar 1945, 11 Uhr abends, brachen die Russen in den Luftschutzkeller unseres Pfarramtes ein. Ich stellte mich ihnen in der Tür entgegen. Neben mir stand meine Frau.

Da ich das Russische beherrschte, erklärte ich ihnen in ihrer Sprache, daß ich der Geistliche meiner Gemeinde wäre. Auf dieses Wort senkten sich die auf uns gerichteten Gewehre, und ich wurde gefragt, ob sich in diesen Räumen deutsche Soldaten oder Waffen befänden. Ich konnte mit nein antworten. Man drohte, mich niederzuschießen, falls sich meine Aussage nicht bewahrheiten würde. Eine genaue Untersuchung bestätigte jedoch meine Worte. So ließ man mich und die anderen Insassen des Kellers unbehelligt, nur Uhren, Ringe und Schmuck wurden uns sofort auf das roheste abgerissen. ...

Am Tage nach dem Einbruch verkündeten die Russen durch Lautsprecher unterunterbrochen vom Morgen bis zum Abend: ... "Wir kämpfen nur gegen das Militär. Die Zivilbevölkerung bleibt unangetastet in ihren Wohnungen und bei ihrer Arbeit. Die Verpflegung wird eine bessere werden, als sie bisher gewesen ist." Dabei wurde von Anfang an geplündert, geschändet und gemordet. ...

Am 12. Februar erschienen ... Soldaten und trieben alles mit der Lüge auf die Straße, alle mußten zum Kommandanten zwecks Registrierung der zurückgebliebenen Bevölkerung. Wir wurden in Gruppen zusammengetrieben, und dann ging es los auf den Marsch durch Eis und Schnee, aus der Stadt hinaus nach Osten, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Ich marschierte neben meiner Frau und unserer Gemeindegemeinschaft. ... Wer nicht weiter konnte und ermüdet niedersank, ob Greis, ob Kind, wurde kurzerhand kaltblütig erschossen oder erschla-

gen. Proteste wurden mit Hohnlachen beantwortet. Mir war es klar, wohin der Weg führte. Nur eine Flucht konnte hier Rettung bringen. Gott half.

Als wir in stockfinsterner Nacht durch ein ganz zerstörtes Dorf getrieben wurden, schlugen wir uns mit einigen Leidensgenossen unbemerkt in eine Seitenstraße. Hier hielten wir uns eine Woche lang in einem zertrümmerten Haus versteckt. Zu essen gab es genug. Wir fanden Brot und Speck, die von der geflohenen oder vertriebenen Bevölkerung zurückgelassen waren.

Als nach einer Woche die Marschkolonnen der Verschleppten ein Ende nahmen, wagten wir es, nach Elbing zurückzuschleichen. Im Pfarrhaus war unterdessen das meiste ein Raub der Plünderer geworden. Einige gut versteckte Wertsachen fanden wir wieder. Notdürftig richteten wir uns ein. Die durch den Beschuß zertrümmerten Fensterrahmen und Scheiben ersetzten wir so gut es ging, durch aus einer benachbarten Gärtnerei herbeigeschaffte Frühbeefenster.

Vor der Tür unseres Pfarrhauses lagen 5 tote Wehrmachtssoldaten. Wir bestatteten sie im Garten. Nachts war das Grab von den Russen wieder aufgegraben worden, weil sie vermuteten, ich hätte dort irgendwelche Kirchenschätze vergraben. Auf dem St. Annenfriedhof befanden sich als Erbbegräbnisse viele kleine Kapellen, in deren Gewölben die Särge der Verstorbenen standen. Alle diese Gewölbe und Särge sind von den Russen aufgebrochen worden. So groß war die Gier nach Raub, daß man nicht einmal den Toten ihre Ruhe lassen konnte.

Tag und Nacht brachen ohne Unterlaß zuerst russische, dann polnische Banden in die Häuser ein, so daß ich während der ganzen Zeit bis zur Ausweisung nachts in Kleidern habe schlafen müssen, da sie einem, wenn man sie nicht am Leibe hatte, entwendet wurden. Zugedeckt habe ich mich mit meinem zerrissenen Mantel, da alle Betten fortgetragen worden waren. Sogar meine beiden Talare entrissen die Räuber mir. ...

Nach meiner Rückkehr ... machte ich mich sofort an die Pflichten meines Amtes. Da alle Kirchen zertrümmert waren, richtete ich mir in der Stadt in einigermaßen erhaltenen Häusern Andachtsräume ein, wo ich ... Gottesdienst hielt. Trotz der stetigen Gefahr, auf der Straße aufgegriffen und erschlagen zu werden, fand sich stets eine große Zahl von Andächtigen zusammen.

Dann sammelte ich die in Elbing zurückgebliebenen Konfirmanden ... und unterrichtete sie weiter. ... Bis zur Ausweisung taufte ich noch 175 Kinder. ... Groß war die Zahl der Sterbefälle. Ich habe in dieser Zeit über tausend Tote auf allen fern voneinander liegenden Friedhöfen Elbings bestatten müssen, darunter eine Reihe von Ermordeten. Gottes Wort hat in dieser Trostlosigkeit viel Trost gespendet.

Unter energischer Mithilfe einer aus Königsberg geflohenen Schwester, Elfriede E., gelang es mit Gottes Hilfe, trotz aller fast unüberwindlich erscheinenden Hindernisse ein Alters- und Siechenheim für Deutsche einzurichten, das zuletzt über 64 Betten verfügte.

Am 1. April 1945 übergaben die Russen die Zivilverwaltung der Stadt den Polen. Ich verlangte vom neu eingesetzten polnischen Verpflegungsamt für die Insassen unseres Siechenheimes Brot und Lebensmittel, da wir aus eigenen Mitteln nicht mehr imstande waren, das Nötigste zu beschaffen. Nachdem ich anfänglich mehrmals schnöde abgewiesen wurde, gaben die Polen doch schließlich ... nach und stellten Brot und auch einige Lebensmittel unentgeltlich zur Verfügung.

Nach und nach gelang es mir noch, für 830 Notdürftige, die in der Stadt zerstreut lebten, vom Verpflegungsamt Brotmarken zu erhalten, die ich ihnen monatlich austeilte, so daß viele dadurch vom Hungertode gerettet werden konnten. So war ich alle Tage vom Morgen bis zum Abend in Bewegung. Dieses stetige Trösten und Helfen in Gottes Namen gab mir immer neue Kraft und neuen Mut.

Zu dieser Zeit erschienen an den Straßenecken große Plakate mit der Ankündigung der zwangsweisen Aussiedlung aller Deutschen aus Elbing, die auch etappenweise vollzogen wurde. Da auf diese Weise die von mir bis dahin betreute Gemeinde aufgelöst und abtransport-

tiert wurde, hörte meine Tätigkeit in Elbing auf, und ich war meiner Pflicht zum Bleiben enthoben.

Am 14. Juli 1946 erging der Befehl des Abtransports auch an mich. Zu 2.500 Menschen wurden wir in 2 große Kähne gepfercht und ... nach Danzig-Neufahrwasser befördert. Hier ver lud man uns in geschlossene Güterwagen ohne jegliche Sitz- oder Liegegelegenheit. Nur das nötigste Handgepäck, 10 kg, durften wir mitnehmen. Nach langer Fahrt hielt unser Zug in Frauendorf, einer Stettiner Vorstadt. Hier wurden wir mit vielen anderen, die vor und nach uns eintrafen, auf 2 Wochen in Lagern eingesperrt. ... Auf meine Bitte hin gestattete der Lagerkommandant, allmorgendlich Andachten unter freiem Himmel zu halten, die wir Amtsbrüder abwechselnd verrichteten. ...<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Ostpommern

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Schivelbein am 3. März 1945

Erlebnisbericht des Superintendenten W. L. aus Schivelbein, Kreis Belgard in Ostpommern (x002/249-253): >>3. März 1945: Ganz in der Frühe meldete sich ein Amtsbruder bei mir ab,

der mit seiner ganzen Gemeinde treckte. Schneller hätte sich wohl kaum die Übergabe eines Pfarramtes vollziehen können. Am Morgen meldete ein anderer Amtsbruder, daß russische Panzer in seiner Gemeinde gesichtet seien.

Wie lächerlich wirkten bei dieser Meldung die schnell in Stadt und Land errichteten Panzersperren. Beim zweiten Anruf fragte mich dieser Geistliche, was er tun solle. Ich bat ihn, einen Entschluß in der Verantwortung vor Gott und seiner Gemeinde zu fassen. Auch er treckte dann mit seiner Gemeinde. Beide Pastoren habe ich nicht wiedergesehen. Einer von ihnen starb Ende 1945 in Vorpommern, der andere hat sich mit seiner Frau und wohl auch der Tochter das Leben genommen, als sein Treck von den Russen überrannt wurde.

Als mich mittags ein Gemeindeglied anrief, schlug ... der erste Kanonenschuß in den Kirchturm, in dem mein dritter Sohn mit einem Freund die herannahende Front beobachtete. In Staub gehüllt erschien er bald, und die dankbaren Eltern konnten ihn erfreut begrüßen. Er sollte uns später oft eine wirksame Hilfe sein, etwa auch durch Klavierspiel für die plündernden Russen. Er ist mir nie von der Seite gewichen. Wir gingen mit Nachbarn, die sich bei uns eingefunden hatten, in den Keller des Pfarrhauses.

Es war doch ein eigenartiges Gefühl, als ich durch die Tür lugend russische Panzer an der Kirche stehen oder weiter gegen Kolberg vorstoßen sah. Die (sowjetischen) Fronttruppen machten einen guten Eindruck, was an Etappentruppen folgte, war furchtbar. Wir zogen uns in dieser Nacht nicht aus, was auch später noch sehr oft geschah.

Am ... Morgen kamen Gemeindeglieder zu uns, dankbar, daß sie uns fanden und daß wir alles überstanden hatten. "Nun sind wir russisch", mit diesem Gefühl der Erleichterung wurde die neue Lage festgestellt. Wie dankbar war ich, daß die Kirche (noch) stand und auch in der Stadt nicht allzu große Schäden entstanden waren. Wie schnell wurde aber alles anders.

Es wurde schon allerhand von Verhaftungen, Austreibungen, Erschießungen und Vergewaltigungen erzählt. Das gesamte, sonst geordnete Leben stand mit einem Male still. Es gab kein Geld, keine Läden mehr, kein Gas und kein Licht.

Schon am Sonntag, also einen Tag nach der Eroberung der Stadt merkten wir, daß wir es mit einem unbarmherzigen Feind zu tun hatten. Sämtliche Polizisten, die treu auf ihrem Posten ausgeharrt hatten, waren erschossen. Sie lagen auf dem Marktplatz und in seiner Nähe. Mein Nachbar, ein Schmiedemeister, wurde an meinem Gartenzaun von einem ehemaligen Gesellen, einem Ausländer, aus Rache erschossen.

Nach kurzer Zeit hörten wir, was für Schicksale und Tragödien sich in wenigen Nächten abge spielt hatten. Ganze, gut kirchliche Familien hatten sich das Leben genommen, waren ins

Wasser gegangen, hatten sich zusammen erhängt, die Pulsadern aufgeschnitten oder sich in den Häusern verbrennen lassen. Zu Furchtbarem hatten sie gesehen und erlebt. Viele Mitglieder einer Familie lagen später auf dem Friedhof im Tode vereint.

Ich selbst hielt mich 2 Nächte im Kirchturm versteckt, weil ich unsicher war, wie die Russen sich zu einem Geistlichen stellen würden und weil ich mich nicht freiwillig verschleppen lassen wollte. Ich nahm Abschied von meiner Familie. Die Nächte im Kirchturm stehen lebendig vor meinem Auge. Ich konnte sehen, wie die Russen Stroh in die Läden brachten, um ein Haus nach dem anderen anzuzünden. Nach 2 Tagen zeigte ich mich wieder öffentlich und kam wieder mit meiner Familie zusammen. Nun begannen viele furchtbare, lange Tage und lange Nächte. Schivelbein wurde besonders gebrandschatzt, weil sich die Stadtbevölkerung angeblich verteidigt hatte.

Eine besonders schwere Wunde wurde uns dadurch zugefügt, daß unser altes herrliches Gotteshaus, eine Ordenskirche aus dem frühen Mittelalter, am ... 4. März in Flammen aufging. Wir mußten zusehen, wie die Kirche, an der die Gemeinde mit ganzem Herzen hing, völlig zerstört wurde. Ein Löschen war nicht möglich und auch nicht erlaubt.

Die Russen schossen Brandgranaten in den Turm, dessen oberste Spitze eine Holzverkleidung trug. Eine ganz kleine Flamme schlug zuerst aus dem Turm, und in der Nacht war die Kirche völlig ausgebrannt. Die Glocken stürzten rasselnd herunter, und die Gewölbe brachen allmählich in sich zusammen. Die ganze Nacht waren wir bemüht, unser Haus zu retten, das in unmittelbarer Nähe der Kirche lag. Wir waren dankbar, daß uns dies gelang. Unser Haus hatten wir schon vorsichtigerweise geräumt, weil die Brandgefahr zu groß war. ... Von der herrlichen Orgel blieb nur ein kleiner Zinnrest übrig.

Bei Tag und Nacht zogen plündernde Soldaten durch alle Häuser, die immer offenstehen mußten. Wie oft habe ich die Soldaten durch unsere Räume begleitet. Besonders schlimm waren die Nächte. Eine Reihe junger Mädchen suchte bei uns Zuflucht (im Pfarrhaus), und durch Gottes Freundlichkeit konnten sie auch wirklich, wenn auch unter dramatischen Umständen, Schutz finden. Vergewaltigungen, auch von Konfirmandinnen, nahmen überhand.

Um ein wenig sicher zu sein, wohnten oft Gemeindeglieder eng zusammen, bis zu 80 Menschen in einem Zimmer. Im Pfarrhaus suchten und fanden Gemeindeglieder Zuflucht und bildeten mit meiner Familie eine schöne Notgemeinschaft. In besonders lieber Erinnerung stehen mir die Abendandachten, zu denen wir uns nach oft sehr schwerem Erleben am Tage regelmäßig versammeln konnten.

Ich selbst wurde gleich in den ersten Stunden sehr gewalttätig, mit dem Revolver vor der Stirn, bedroht, weil ich einem unheimlich aussehenden Russen den Aufenthalt meiner Frau nicht nannte, die wie durch ein Wunder immer bewahrt geblieben ist. In der Nacht wurde ich von einem Russen stark ... geschlagen, weil ich mich schützend vor unsere Hausgehilfin stellte.

Am 7. März, dem ersten Geburtstag unseres Jüngsten, sollten wir von einem Mongolen erschossen werden und waren bereits, während er seine Waffen fertigmachte, in der Küche aufgestellt. Da stimmte meine sonst sehr zurückhaltende Frau den 62. Psalm an ("... Denn er ist mein Fels, meine Hilfe, mein Schutz, daß ich gewiß nicht fallen werde. ..."), den sie kürzlich bei der Einsegnung gesungen hatte. Den Schlußteil der Verse sangen wir mit. ... Der Russe ... gab uns bewegt die Hand und ging dann still aus dem Zimmer. Wir haben noch viel Schweres erlebt, aber dieses Erlebnis ... überstrahlte alles und ließ uns Schweres ertragen. Gott war sichtbar unter uns gewesen.

Erstaunlich war, wie schnell sich hilfsbereite Leute fanden, Kranke zu pflegen, Alte zu versorgen, Tote zu beerdigen. Ein Hilfsaltersheim wurde neben der Superintendentur eingerichtet. An Lebensmitteln war zunächst kein Mangel. In den Läden fanden sich Vorräte, Hühner und anderes Vieh liefen in den Straßen umher. Soweit noch Bauern auf ihren Höfen saßen,

wurden wir rührend versorgt. Auch Polen gaben uns Brot.

Eine ganz besonders schwere Stunde war für mich, als ich von meiner kranken Frau Abschied nahm, um mich mit meinem Schwager, der als Volkssturmmann bei uns gestrandet war, zum Arbeitseinsatz bei den Russen zu melden. Mir selbst war klar, daß dieser Arbeitseinsatz nur eine Tarnung war und in Wirklichkeit Verschleppung bedeutete. Zu dieser Meldung wurden alle Männer durch Maueranschlag verpflichtet.

Ohne den Erfolg der Meldung abzuwarten, wurden ... eines Tages sämtliche Männer vom Konfirmanden- bis zum Greisenalter von den Straßen, aus den Häusern verhaftet und in der Oberschule zusammengetrieben. Ich selbst war nicht verhaftet, mußte mich aber melden. ...

Während wir gemustert wurden, trat plötzlich ein Pole, der längere Zeit in Schivelbein als Kriegsgefangener gearbeitet hatte und mich kannte, zu dem ... russischen Oberst hin, zeigte auf mich und verhandelte mit ihm.

Ich hatte etwa im Jahr 1943 einen verstorbenen polnischen Kriegsgefangenen auf unserem Friedhof wie einen Deutschen würdig beerdigen und auch die Glocken läuten lassen. Das hatten mir die Polen nicht vergessen. Ich selbst habe bei dieser selbstverständlichen Handlungsweise nicht gehnt, daß mir diese Sache ... einmal das Leben retten würde. Der Oberst war sichtlich beeindruckt von dem Bericht des Polen, trat auf mich zu, legte die Hand an die Mütze und gab mir die Hand mit den Worten – ich höre sie heute noch: "Mein Herr, bitte gehen Sie nach Hause!" Freudig bewegt, wenn auch bedrückt von dem Schicksal der anderen Männer, ging ich nach Hause. ...

Von meinem Schwager ist bis heute kein Lebenszeichen eingetroffen. Auch von den anderen Männern sind nur wenige wiedergekommen. Selbst eben erst Konfirmierte wurden bis in den Ural verschleppt. Schon unterwegs blieben viele Männer an Entkräftung liegen und wurden einfach erschossen. Manch gutes Gemeindemitglied wurde ohne Verhör erschossen, Gründe wurden nicht angegeben. Auch eine Reihe von Frauen wurden verschleppt. ...

Das Gehen auf der Straße war oft sehr gefährlich. Ein Mann, der zu einer kleinen Besorgung unterwegs war, wurde aufgegriffen, mußte eine Viehherde nach Warschau treiben. ... Ich selbst drehte mich meist gar nicht um, wenn auf der Straße hinter mir gerufen wurde. Es war immer wieder ein erschütternder Anblick, größere und kleinere Trupps von deutschen Männern, oft auch gefangene Soldaten, durch unsere Straßen ziehen zu sehen, ohne ihnen helfen zu können.

Nach meiner Entlassung brannte ich nun darauf, wieder meines Amtes als Seelsorger zu walten. Vom polnischen Bürgermeister, der auch schon während des Krieges als Kriegsgefangener in Schivelbein beschäftigt war, bekam ich einen Paß in polnischer, russischer und deutscher Sprache, auf Grund dessen ich voll amtieren konnte.

Zunächst galt es, etwas im stillen zu wirken, Tote zu beerdigen und Schwerkranke zu besuchen. Wir haben auf unserem Friedhof einige Hundert bekannte und unbekannte Menschen jeglichen Standes und Alters, darunter auch viele Soldaten, beerdigt. An jedem Grabe wurde eine kleine Feier, oft ohne Angehörige, nur mit den Friedhofsarbeitern, abgehalten. Es wurden lange Reihengräber angelegt und meistens die Toten, wie im Felde, in Tücher gehüllt und beerdigt. Manchmal wurde auch schnell eine schlichte Kiste gezimmert. Ganz neue Grabreihen entstanden. ... Wie oft bin ich zum Friedhof gegangen, meistens täglich und dann eigentlich immer im Talar, quer durch die von Russen und Polen wimmelnden Straßen. Man hat mich eigentlich immer mit Respekt behandelt. ...

Wir haben ... davon gelebt, daß wir Möbel und Wäsche verkauften. Auch sonst schickte Gott immer wieder freundliche Menschen. ...

Die Kollekten in den Gottesdiensten ergaben immer soviel Zlotys, daß wir wöchentlich vielen Alten und Armen dafür haben Brot kaufen können. Die Barmherzigkeit in der Gemeinde war trotz eigener Not nicht erstorben. Oft konnte auch das deutsche Geld gegen polnisches Geld

eintauscht werden.

Wir lebten immer mit der Gemeinde wie auf einem Vulkan. Am Morgen fragte man, wer in der Nacht geplündert war. Sicherheit für Deutsche gab es überhaupt nicht. Morgens hörte man das Klopfen mit Gewehrkolben an den Türen, um Leute zur Arbeit herauszuholen. Viele Unglücks- und Todesfälle, hervorgerufen durch betrunkene Polen und Russen, erregten uns immer wieder. In ihren eigenen Häusern wohnten nur noch die wenigsten. Die Bauern waren Arbeiter bei den Polen, die Handwerker waren Gehilfen bei polnischen Handwerkern.

Sehr schwierig war die Betreuung der Kranken in den Krankenhäusern. Deutsche Ärzte und Schwestern leisteten Vorbildliches, aber später waren die Kosten in Krankenhäusern und für Medizin unerschwinglich hoch. Dankbar denke ich an die polnische Apothekerin im zweiten Pfarrhaus, die uns nicht selten umsonst Medizin gab. Typhus und schlimme Hautkrankheiten gingen um. Ich hatte stets Zugang zu den Krankenhäusern und Lazaretten, in denen noch deutsche Soldaten gepflegt wurden. Ich konnte Seelsorge üben und Andachten ungestört halten.

Ein Ghetto für Deutsche war geplant, wurde dann aber nicht durchgeführt. Eine freundliche Fügung Gottes war es, daß die Superintendentur von allen Beschlagnahmungen verschont blieb und so dem Dienst für die Gemeinde erhalten blieb. ... Meine Wohnung wurde auch nicht mehr geplündert. Es hieß, daß man für mein Haus ein Plünderungsverbot ausgesprochen hatte. Überrascht war ich immer, wie schnell sich die Deutschen in ihren kümmerlichen Wohnungen wohnlich und gemütvoll einrichteten. Bald lag eine Decke auf dem Tisch und erfreute ein Blumenstrauß das Auge, mochte die Vase auch eine Konservenbüchse sein. ...<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Danzig

Eroberung der Festung Danzig durch sowjetische Truppen Ende März 1945 und Gewalttaten nach dem Einmarsch der Roten Armee

Erlebnisbericht der Klara S. aus Danzig (x001/295-302): >>>Danzig wurde aufgefordert, sich zu ergeben. "Lieber sterben" war die Antwort. Wir wurden nicht gefragt und wollten doch so gern leben.

Nun ging es los. Bombenhagel und (die sowjetische) Ari (Artillerie) ballerte wie verrückt. In unserer Nähe fiel ein Haus nach dem anderen in Schutt und Asche. Das Haus der Kaufmannsfrau (sie gab bis zuletzt nichts ohne Marken) fiel in 5 Minuten bis zum Keller herab. In der Nacht flüchteten wir aus der Stadt. Unser Nachbar G. fuhr mit seinem Gespann nach der Hundegasse, um noch ein Faß Machandel (Wacholder) zu holen. Er wurde samt Pferd und Wagen tief in die Erde bombardiert. Seine Angehörigen fanden nichts mehr zum Begräbnis. Herr M. starb an Herzschlag. Im Galopp wurde er zum Friedhof gebracht und schleichend und kriechend kamen Frau und Tochter zurück.

Unser Hinterhaus erhielt einen Treffer. Alle Einwohner, ca. 18 bis 20 Personen, waren im Keller versammelt. Die Erde bebte, und das Haus schwankte wie ein Schiff auf hoher See, das Licht erlosch, wir waren mit Schutt bedeckt. Durch die Luke wurden wir hochgezogen, niemand hatte außer Hautabschürfungen großen Schaden davongetragen. ...

Ein furchtbarer Treffer riß die Tür ein. Ein Flammenmeer kam uns entgegen. Jetzt war es höchste Zeit. Nur mit einem nassen Handtuch vor dem Mund suchten wir einen Ausgang. Die Kellerluke war durch brennende Gebäudeteile versperrt. Durch eine Öffnung gelangten wir mittels eines Stuhles auf die Straße. Es ... herrschte Finsternis, glühende, qualmende, unerträgliche Finsternis. Wohin sollten wir?

In der Johanniskirche war alles überfüllt. Keiner kam hinein. Wieder über uns ein Bombenhagel. Wir suchen am Boden die kleinste Deckung. Nun zur "Langen Brücke", ein Feuermeer, die Speicherinsel brennt. Hinein in ein Haus. Die Leute stehen im Türeingang und schieben uns nach hinten. Wieder ein Treffer. 5 Personen aus dem Türeingang sind tot.

Wir ... (hasten weiter) ... rauf zum Damm. Der große Bunker ist überfüllt, auch die Treppen, also weiter in glühender, sengender Finsternis. ... Brennende Menschen schieben sich als Feuersäulen (aus dem Hochbunker) heraus. Ein brennender Giebel stürzt fast auf uns. Wir lassen hier alles liegen, nur die Handtasche bleibt. ... Die Straße ist besät mit Koffern, Mänteln und Menschen, die gekrümmt, verbrannt, tot oder sterbend dort liegen.

Mit uns laufen viele, viele Menschen um ihr nacktes Leben. ... Das Gebäude der Gasanstalt ist massiv, ... 2 riesige Abwehrgeschütze flankieren die Seiten. Das Gebäude ist bereits gestopft voll. Uns wies man nach oben in die Amtsräume, wo wir uns am Boden unter den Tischen lagerten. Nach mehreren Einschlägen waren wir mit Glas überschüttet.

Einer von der Aufsicht holte uns in den Keller hinunter. Hier im Keller waren ca. 2.000 Frauen und Kinder und alte Leute untergebracht. Ein trübes Licht brannte, die Luft war trotz der Entlüftung zum Ersticken. Die dauernden Einschläge brachten uns dem Wahnsinn nahe. ... Außer Greisen und Kranken (waren hier) nur Frauen und Kinder. (Unentwegt hörte man) Seufzen, Jammern, Stöhnen und Kindergeschrei. Wir waren auf dem feuchtkalten Zementboden ganz gelähmt. ... Das Austreten war eine Katastrophe. ...

Gegen 2 Uhr nachts waren die Russen auf 100 m heran. Dann hieß es: "Wollen wir uns ergeben?" "Ja!", schrien alle, und als erstes wurde in der Gasanstalt die weiße Fahne gehißt. Die Abwehrgeschütze stellten ihr Feuer ein, und wir warteten der Dinge, die kommen sollten. Es dauerte keine halbe Stunde, da erschien eine russische Abordnung, ungefähr 20-24 Personen in neuen Uniformen, gutaussehend und deutsch sprechend.

Nun hieß es: "Männer heraus". Da aber nur alte und kranke Männer da waren, passierte ihnen nichts. Uns wurde bedeutet, wer noch ein Heim hätte, sollte dieses aufsuchen, es würde nicht mehr bombardiert. Wir suchten nun Walters Wohnung ... auf. Sie war zwar verschlossen, aber wir öffneten sie gewaltsam. Und, o Wunder, wir kamen in eine gemütliche, gut aufgeräumte Wohnung. Sie war von Fremden belegt, die sich im Bunker befanden, aber auch als diese Leute kamen, haben wir uns gut vertragen. Wir waren 10 Personen. Erst wurde Kaffee gekocht und gründlich gespeist.

Wir hofften, die Russen würden es gnädig mit uns machen; aber weit gefehlt! Schon gleich ging es los. Herr B. stand in der Tür, der erste Russe riß ihm gleich die Uhr aus der Weste. Ein Wagen, mit Teppichen ausgelegt, fuhr glatt vor die Tür. 4 russische Offiziere stiegen aus und verlangten von uns etwas zu trinken. Sie nahmen aber nur Wasser, Kaffee oder Tee lehnten sie anscheinend aus Angst ab, vergiftet zu werden. Sie waren höflich und freundlich und teilten auch Zigaretten aus.

Herr B. saß dauernd am Klavier und spielte mit bebenden Händen alle russischen Lieder, die ihm einfielen, aber wegen der Angst fielen ihm nur wenige Lieder ein. Wir nähten Knöpfe an, stopften Risse an den Uniformen, während die Offiziere ruhten. Das war unser Schutz, (denn) die Soldaten, die plündern wollten, verschwanden beim Anblick der Offiziere. Nach Anbruch der Dunkelheit fuhren die Offiziere fort, und nun waren wir geliefert.

In Rotten von fünf bis zehn Mann kamen jetzt die Soldaten plündern und schänden. Nun ... (hieß) es nur "Uri, Uri," und "Frau, komm". Wir saßen bei einer Kerze beisammen. Ich hatte Binge B., ein strammes Mädels von 13 Jahren, auf dem Schoß, hatte ihr die Haare in steife Zöpfe geflochten und ihr gesagt, recht kindisch zu tun. Das schützte mich etwas. ... Frau P. lag im Kinderbett und ließ sich das Wasser aus dem Munde laufen und wimmerte, damit ekelte sie die Leute von sich weg. Wir 6 Personen krochen in die 2 Betten und zitterten und bebten. Erst als neuer Beschuß auf die Altstadt einsetzte, hatten wir ein paar Stunden Ruhe. ...

... Pausenlos schoß die Ari, warfen die Bomber ihre Last und Benzinkanister ab. Wir füllten unsere Handtaschen mit Butter und Zucker, die beiden Männer aßen noch Fleisch, dann war es höchste Zeit für uns, zu türmen. ... Wir rannten nun zum Wasser. ... Wir hatten vergessen, den Vogel zu töten. Herr B. lief zurück. Da hatten die Russen schon das Rad vom Kleider-

schrang geholt, das Büfett zertrümmert und saßen auf dem Klavier und hämmerten mit den Füßen auf die Tasten. Den Vogel hatten sie schon rausgeworfen. Aber lange dauerte der Spaß nicht, das Nebenhaus brannte schon.

Wir liefen nun mit brennenden Sohlen und suchten eine Unterkunft. Nirgends ein Fleckchen für uns. Überall Vernichtung und Feuer. Stundenlang irrten wir in dem Grauen umher. Schließlich fanden wir ... neben einem großen Abwehrgeschütz noch 2 Häuser, wo wir uns verkrochen.

Unser Elend wurde noch größer. Die zweite Garnitur Russen war jetzt losgelassen, keine Frau wurde verschont. Vor den Augen der Männer, die mit der Maschinenpistole in Schach gehalten wurden, wurden die Frauen vergewaltigt. Wir versteckten uns, sie fanden uns doch. Ein vielleicht 18-19jähriger hatte es auf mich abgesehen. Mit einer Flasche Wein bewaffnet, zwang er mich in die Telefonzelle. Ich sagte: "Alte Großmama ganz schrumpelig." Nun rief er immer: "Großmama muß -". Eine junge Frau mit 3 kleinen Kindern wollte noch schnell im Keller ... verschwinden, als die Horde sie überwältigte ...

Wir waren jetzt noch 8 Personen. ... Herr und Frau M. hielten sich eng umfaßt. Ein Trupp Russen riß die Frau weg, ... dem Mann wurde die Lederjacke ausgezogen, ebenso die Stiefel. ... Ein Pole ... riß mir den Ring ab, der Trauring, schon dünn nach 40 Jahren Tragen, war fast eingewachsen. Da nahm der Kerl das Messer. ... Natürlich riß ich nun den Ring mit der Haut herunter.

Die Nacht über ging es aus und ein. Die Johanniskirche brannte, auch St. Katharinen und Marien. Wir lagen mit dem Mund zur Erde, ließen uns treten und rührten uns nicht. ...

Am Morgen wurden die letzten Stadtteile Danzigs angezündet. Wir mußten machen, daß wir ins freie Feld kamen. Wir füllten den Geschäftswagen ... mit Kissen, Rucksäcken und vielen Kleidungsstücken ... und eilten über hohe, rauchende Trümmerhaufen durch die Häkergasse. In der Markthalle, ein rauchendes Stahlskelett, dachten wir, etwas Wasser zu bekommen. Aber in diesem Massengrab waren nur Elend und Tod. Frau J., ein graues Gespenst nur mit einer Pferdedecke behängt, sagte nur immer: "Die Juwelen und Goldsachen sind im Keller." Längst war ihr Grundstück ein riesiger Trümmerhaufen. Wir liefen durch diese rauchende Wüste und wollten nach Ohra raus. Da dort noch Kampfhandlungen waren, wandten wir uns zur Allee nach Langfuhr hin.

Die Hitze, der Rauch und Durst quälten uns. Die Augen waren kaum zu öffnen. Da wir den Wagen hatten, ging es uns verhältnismäßig gut, viele blieben liegen oder ließen jedes Gepäckstück zurück. In der Allee gerieten wir unter Beschuß, auch dort gab es wieder eine Menge Tote. Wir gingen auf den Friedhof und tranken aus den Regentonnen. ... Eine Abteilung Russen führte uns und nahm sich, was ihr gefiel, besonders Koffer durfte keiner haben.

Nach langer Zeit ging es weiter nach Langfuhr. Hier (war) wieder Kontrolle und Männer (wurden) herausgeholt. Auch Herr M. mußte trotz Alter und Krankheit mit, wir haben ihn nie wiedergesehen. Uns trieb man eine Straße hoch, wo Russen mit Küchenwagen lagerten. Dort bettelten wir um Kaffee und erhielten Brot und heißen Kaffee, d.h. die ersten, denn für viele war nichts mehr da.

Nun sahen wir zu, daß wir fort kamen, denn wir glaubten, eine Unterkunft zu finden, aber die Hauptstraße bestand nur noch aus Ruinen. Alle Häuser unserer Bekannten waren nicht mehr da. Wir gingen in die Nebenstraßen, wo noch viele Häuser standen. Aus Trudchens Wohnung nahm ich eine gefüllte Kaffeekanne, alles war von den Bewohnern verlassen. ... Wieder weiter. ...

In der Nähe der Gärtnereien lagerten wir ... und schliefen trotz Regen und Kälte auf der nassen Erde. Nach einiger Zeit, es war schon dämmrig, ging Frau F. in ein Haus und fand auf einem Herd einen gefüllten Kaffeekessel. So bekamen wir alle etwas Warmes zu trinken. Der Regen wurde stärker und wir froren sehr.

Da gingen wir in ein ziemlich zerstörtes Haus und setzten uns auf die Treppe, denn die Keller und unteren Räume waren mit Flüchtlingen überfüllt. Allmählich wurden wir dreister und durchsuchten die Zimmer. Ein Zimmer war bis zur Decke mit allem Möglichen gefüllt. Die Russen hatten wahllos alles hineingeschleudert und beschmutzt. ... Ein Ofen war im Zimmer. Nun begannen wir, alles zu verbrennen, um uns einen bescheidenen Platz für die Nacht zu sichern. Bis zur völligen Dunkelheit hatten wir genügend Platz geschafft, daß 6 bis 7 Personen auf der bloßen Diele liegen konnten, wenn man eng zusammenrückte. Wir wickelten uns in unsere Decken und streckten uns aus, froh, ein Dach über dem Kopf zu haben, denn Schnee und Regen wechselten immer ab.

Wenn wir aber dachten, etwas Ruhe zu finden, so irrten wir uns. In Gruppen von fünf bis sechs Russen kamen die Soldaten und nahmen uns unser bißchen Essen und was ihnen sonst noch gefiel, und dann hieß es wieder: "Frau komm!" Wer nicht gleich mitging, wurde grausam geschlagen und letzten Endes doch gezwungen, mitzugehen, meistens im Treppenflur oder auf der Treppe oder auch in den oberen zerstörten Stockwerken wurden die Frauen mißbraucht, tierisch die Brüste zerbissen und furchtbar gequält, gleich immer von vielen hintereinander. Besonders unsere Frau M., eine 67-jährige, wurde immer wieder geholt. Sie hatte ein Capotmützchen auf und große Brille und hat immer so kläglich gebeten, nichts half.

In einem Kinderbett suchte ich Zuflucht, ganz in alten Büchern und Schutt gewühlt. Die Arme hatte ich mir bewickelt, um den Mantel zu schonen. Da sagte der eine Russe zu mir: "Chory?" (krank?). Ich bejahte dies, und er ließ mich in Ruhe aus Angst vor Ansteckung. Von da ab war das immer meine Ausrede, ich bekam sogar öfter Zigaretten, die ich dann den anderen Frauen gab, die leidenschaftlich rauchten.

Immer waren noch große Schießereien, immer noch Kanonendonner, daß das Haus bis in die Grundfesten schaukelte. Wir waren schon gar nicht mehr zurechnungsfähig durch Hunger und Angst. Am zweiten Tag kam ein deutscher Dolmetscher und forderte eine Frau, beim Leutnant sauber zu machen. Wir wußten, was das bedeutete, und keine ging mit. Da kam der russische Leutnant selbst, und alle heulten und zitterten. Da sagte ich als die Mutigste:

"Ich komme mit, aber nur robotten, nicht ---" und ging mit. Er brachte mich nur drei Grundstücke weiter in ein halb zerschossenes Haus. Hier hatte sich die berüchtigte GPU. reingesetzt, ca. 20-24 Offiziere und ein paar Mädels als oberstes Gericht. Hier sollte gegessen werden, Vorräte waren genug zusammengetragen. In den Zimmern waren jedenfalls Gefechte gewesen, denn (man sah) Einschüsse in den Wänden und Decken, große Blutlachen überall und Blutspritzer an Wänden und Türen.

Ich nahm einen Eimer Wasser, das ich aus dem Strießbach holen mußte, und fing an zu säubern. Dieser Ekel und Übergeben waren der Anfang einer Reihe Tage mit immer greulichem Erleben, aber ich mußte weitermachen. Auch Kartoffeln schälen und in der Küche die groben Arbeiten machen, wenn ich ein Zimmer notdürftig sauber hatte, war mein Los von früh 5 Uhr bis nachts. Dann gab es einen Teller Suppe und ein Stück Brot. Allmählich kam ich auch durch die Zimmer rum und half beim Kochen, Brotschneiden usw. Auch zum Bedienen der Offiziere bei Tisch wollte mich eine der Kommissarinnen anstellen, doch die russischen Offiziere lehnten das ab aus Angst, vergiftet zu werden.

Allmählich füllten sich die umfangreichen Kellerräume mit Gefangenen, meistens Frauen und Mädchen, aber auch viele Männer, von Kindern bis zu Greisen. ... In den Kellern unter uns herrschte das Grauen. Dort waren Hunderte von Menschen auf engstem Raum eingesperrt. Sie wurden morgens einmal auf den angrenzenden Hof geführt. ... Tote blieben oftmals einfach liegen, kaum daß sie die anderen zur Seite räumten.

Einmal brachte mir der Dolmetscher Kartoffeln rauf, die ganz mit geronnenem Blut bedeckt waren. Auf mein Befragen sagte er, daß sie einen Deutschen kurz und klein geschlagen hätten, weil er sich widersetzt hätte. Ein anderes Mal warfen die russischen Aufsichtsposten einen

Eimer brennendes Karbid unter die Frauen, weil sie ihnen nicht gleich willfährig waren.

Vier Zimmer, zwei mit Kommissaren, zwei mit Kommissarinnen, wurden zur Vernehmung der Gefangenen eingerichtet. Die Vernehmung verlief einfach: Du bist bei der SS, SA oder BDM oder HJ gewesen! Natürlich leugnete jeder. Dann (gab es) einen Schlag mit der Reitpeitsche: "Du lügst, Du warst Parteigenosse!" Bei weiterem Leugnen (gab es) wieder Schläge. Dann das Ergebnis: Ab zum Transport nach Sibirien. Nur Männer und Frauen oder Jugendliche, die schon zusammengebrochen waren, durften nach Hause gehen, um an der nächsten Ecke wieder aufgegriffen zu werden. So wurden manche drei-, vier- auch fünfmal zur GPU gebracht, ohne sich wehren zu können. Wenn man ca. 200-300 "überführt" hatte, wurden sie abtransportiert.

Ich arbeitete in der Küche neben dem Verhandlungsraum. Einige Frauen baten mich um Essen und Trinken. Ich reichte ihnen auch etwas. Da ließ mir der Russe durch den Dolmetscher sagen, daß man mich beim nächsten Mal erschießen würde. Nun, es sind Leute um weniger Grund erschossen worden.

Frau B. wollte ihre Tochter von 12 Jahren nicht vor ihren Augen schänden lassen. Sie hielt ihre Inge, ein hübsches Mädels mit langem Kraushaar, im Arm. Der enttäuschte Russe knallte beide runter.

Frau P. ... wurde von einem Russen überwältigt, ein alter Offizier wartete als nächster darauf. Als sie sich sträubte und ihre Mutter anflehte, erschoss sie der Russe, die Mutter kam mit einem Rückenschuß davon.

Auf dem Trinitatisfriedhof war die Leichenhalle mit Menschen bewohnt. Zwischen den Gräbern wurden die Frauen vorgenommen, ins Gärtnerhaus hineingeschossen, dadurch die Leute, die sich verkrochen hatten, getötet.

Dies alles spielte sich vor unseren Augen ab.

Das Wasser mußten wir aus dem Strießbach holen, täglich entfernten wir erst die Leichen daraus. Die wenigen Gartenpumpen haben die Russen nur für sich in Gebrauch genommen und dann zerstört. Krank und elend waren wir zum Umfallen, die Ruhr hatten wir alle. Die Toiletten ein Seuchenherd. Wir gingen im Garten über die Stange, Männlein und Weiblein oft nebeneinander.

Durch die schwere Arbeit und ohne Schlaf fiel ich nach ein paar Tagen buchstäblich beim Säubern auf die Nase, und das Blut floß aus Mund und Nase. Nur mühsam ging ich nach Hause, kroch ins Kinderbett und wurde bewußtlos. Der Obornik kam mich suchen, als ihm gesagt wurde, ich sei sterbenskrank, sagte er: "Laß sie sterben!" –

Ich schlief ca. 10-12 Stunden. Da rappelte ich mich wieder auf und ging arbeiten, denn alle warteten auf das bißchen Essen, das ich brachte, sonst wären sie verhungert. Der Obornik war im Grunde nicht schlecht zu mir. Als mich polnisch sprechende Frauen verdrängen wollten, sagte er: "Frau gut arbeiten, Frau bleibt, so lange ich bleibe."

Er gab mir auch den Schlüssel zu dem Raum mit den Vorräten, gab mir auch reichlich Proviant mit. Er fragte, ob ich "famili" hätte. Ich gab sechs Personen an. Da gab er mir Brot (die Hauptsache), Fleisch, Zucker, Kaffee und Nahrungsmittel soviel ich tragen konnte.

Im Nebenraum war eine Wache von Russen. Als ich mit meinem Lebensmittelsack herauskam, räuberten sie mich aus. Das nächste Mal brachte mich der Obornik selbst bis zu unserer Gartenpforte. Das zweite Mal schickte er den Chauffeur mit, der trotz Kratzen und Schläge meinerseits gleich aufs Ganze ging. Dieser, ein ziemlich junger Kerl, hatte vier Finger jeder Hand mit Trauringen bis oben besteckt, aber abgeben tat er keinen, so oft ich ihm das auch bedeutete.

Wir hatten uns einen kleinen Vorrat an Lebensmitteln angelegt und gaben auch den Bewohnern des Hauses etwas ab. Viele Eimer Essen mußte ich vergraben, auch viel gekochtes und gebratenes Fleisch, nichts durften die verfluchten Deutschen kriegen.

So ging es zwölf Tage unter harter Arbeit tagsüber und nachts Angst und Schrecken. Die Keller waren von Gefangenen geräumt, ein Zimmer war 1/3 voll Brieftaschen und Geldbündel sowie Pässe.

Dann wurden mehrere Lastwagen gepackt, die GPU fuhr weiter nach Pommern. Viele Vorräte blieben zurück, 1 Faß Fleisch, Schmalz und Zucker, Erbsen säckeweise, Essig, Öl und vieles andere. Der Leutnant gab mir den Drücker zur Wohnung und sagte: "Alles für Frau."

Da haben wir dann geschleppt, was wir konnten, gaben auch anderen etwas ab, und auf ein paar Wochen dachten wir genug zu haben. Aber nun traten außer Russen die Polen in Erscheinung.<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Schlesien

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Liegnitz am 9. Februar 1945

Erlebnisbericht der Selma B. aus der Stadt Liegnitz in Schlesien (x001/467-469): >>Nachdem viele Liegnitzer und aufgenommene Flüchtlinge aus Oberschlesien Liegnitz verlassen hatten (von Ende Januar bis 8. Februar 1945, um sich "in Sicherheit" zu bringen, begann für uns Zurückgebliebene eine bange Zeit. Auch wir hatten alles gepackt, um zu flüchten, aber durch die Berichte der Heeresleitung sowie Reden des Kreisleiters wurden wir teils in Sicherheit gewiegt, teils glaubten wir den Versprechungen des letzteren, daß im schlimmsten Fall Fahrzeuge zur Verfügung gestellt würden, um uns hinauszubringen.

Auf die tiefverschneite und vereiste Landstraße trauten wir uns nicht, da wir schon manche Nachricht vom Erfrieren der Geflüchteten bekommen hatten. Mit der Bahn wegzukommen, war in den Tagen bis zum 8. Februar 1945 kaum möglich. Tage- und nächtelang saßen vielhundert Menschen auf dem großen Bahnhofplatz und in den Wartesälen auf ihren Habseligkeiten und waren ebenfalls dem Tode des Erfrierens ausgesetzt. Und nach dem 8. Februar 1945 morgens fuhr sowieso kein Zug mehr.

Am frühen Morgen des 8. Februar 1945 wurden wir durch Trommelfeuer geweckt. Da zogen auch die letzten Bewohner unseres Hauses mit Handwagen fort. Meine Tochter, die seit den Terrorangriffen auf Hamburg im Jahre 1943 bei mir war, und ich waren als einzige zurückgeblieben. ... Ich war fest entschlossen, auszuhalten, was auch kommen mochte.

Am Mittag erfolgte ein Tieffliegerangriff, der Tote und Verletzte forderte. Am Nachmittag folgten 2 oder 3 weitere Angriffe, und ich folgte der Einladung unseres Fleischermeisters, seinen Luftschutzkeller aufzusuchen, in dem schon etwa 30 Personen Schutz gesucht hatten. Wir verbrachten dort 3 Tage und 4 Nächte.

Am 9. Februar ... begannen Straßenkämpfe. Es pfiff und zischte dauernd an den kleinen Fenstern vorüber. Am Spätnachmittag hörten wir plötzlich furchtbares Triumphgeschrei, fremde Laute. Wir wußten, daß die Russen in unserer Straße waren. Ein ukrainisches Mädchen bestätigte es uns, sie sagte aber, ... wir brauchten keine Angst zu haben, die Russen seien nicht böse. Wir und auch sie wurden bald eines anderen belehrt. ...

Am 10. Februar polterte es die Kellertreppe herab, uns stand das Herz fast still. Die Angst kann kein Mensch nachfühlen. Etwa 20 bis 25 russische Soldaten und Offiziere stürzten herein und leuchteten mit Taschenlampen jeden einzelnen an. Uhren und Frauen wollten sie. ... So holten sie am laufenden Band Uhren, andere Wertsachen, Koffer, Frauen und junge Mädchen, ja halbe Kinder. Den Männern zogen sie Lederjacken und Stiefel aus, und immer hieß es: Alle Männer auf den Hof.

So verbrachten wir in Angst und Schrecken die Tage und Nächte. Wir hörten, wie über uns der Fleischerladen zertrümmert wurde, wie es dauernd über Treppen und durch Wohnungen ging, wie Türen eingeschlagen und Möbel zertrümmert wurden. ...

Am Morgen des 12. Februar 1945 wurde das ukrainische Mädchen Wera von einem Soldaten

herausgeholt, und sie mußte als Dolmetscherin fungieren. Wir wurden alle im Hof versammelt und bekamen die Weisung, den Keller zu verlassen und alle in ein Haus zu ziehen. Junge Frauen sollten nicht auf die Straße gehen und am besten im Haus bleiben, dann würde uns nichts passieren. Aber o weh! Es wurde furchtbar! ...

Ein Vater stellte sich vor seine beiden jungverheirateten Töchter, als sie weggeholt werden sollten, zur Strafe nahmen sie ihn und 2 vollkommen unbeteiligte Männer mit. Sie sind bis heute nicht wiedergekommen. ... In diesen Tagen sind unzählige Selbstmorde geschehen. Auch meine Tochter und eine Frau mit ihren 2 kindlichen Töchtern wollten es tun. Ich habe stundenlang gebettelt und gescholten, bis sie mir versprachen, auszuhalten. Die Verzweiflung war unbeschreiblich. ...

Tag und Nacht polterten sie ans Tor oder an die Tür des Hauses, plünderten, suchten nach Waffen, nach Hitlerfahnen und anderen Zeichen, und wehe, wenn sie etwas fanden.

Den Fleischermeister P. holten sie am Abend des 15. Februar 1945 zu einer Vernehmung ab. Er kam nicht wieder. Wir warteten und warteten. Nach 3 Wochen kam er zurück, körperlich und seelisch krank. In ungezählten GPU-Kellern hatte man ihn mit vielen anderen Tag und Nacht "vernommen". Im nahen und weiten Umkreis von Liegnitz bis Bunzlau und in Liegnitz selbst waren sie gewesen. Halb totgeschlagen hatten sie ihn. Er sollte eingestehen, daß er ein Nazi sei. Er war nie in der Partei; aber man glaubte ihm nicht. Ein Spitzel (Kommunist) hatte ihn und viele andere angegeben.

Nach zwei Tagen wurde er wieder geholt, und nachdem er die gleiche Prozedur durchmachen mußte, nach 3 Tagen wieder entlassen, und wieder geholt. Ich war dabei, als der Dolmetscher, ein Pole, ihm immer ins Gesicht schlug und sagte: "Bist doch ein Nazi". Als ich erklärte, er sei nie Nazi gewesen, drohte mir der Pole, mich grün und blau zu schlagen. ... Da fragte der Pole: "Hast du Schnaps?" und nachdem Herr P. eine Flasche holte, klopfte der Kerl ihm auf die Schulter und sagte: "Du kein Nazi!" und ging mit dem begleitenden Russen davon.

Am Abend des 12. März 1945 kamen drei russische Soldaten und machten uns begreiflich, daß wir packen und auf die Landstraße müßten. Es schoß dauernd, und wir weigerten uns, aber sie sagten: "Danken Sie Hitler", und zwangen uns, zu packen.

Als sie davongegangen waren, blieben wir neben unseren Wagen im Hof wartend stehen, und als niemand mehr kam, blieben wir die ganze Nacht zusammen in der Stube sitzen. Am Morgen gingen unsere jüngeren und jungen Bewohner ihrer Arbeit nach. Sie wurden immer von einem Russen abgeholt und in eine Gärtnerei geführt, wo sie ohne Verköstigung arbeiten mußten. (Ich selbst habe dort geschneidert, wurde sehr gut gepflegt und mir wurde kein Haar gekrümmt).

An diesem Morgen kamen die Russen wieder und waren außer sich, daß kein Bewohner ihrem Befehl gefolgt war. Sofort sollte alles raus. Da griff der Ukrainer ein, welcher Aufseher in der Gärtnerei war. Ihm hatten unsere Leute alles erzählt, und er befahl, alles sollte in seine Gärtnerei ziehen, und so geschah es. Aber leider dauerte die schöne Zeit nur sechs Tage. Da eröffnete er uns, daß er uns alle abgeben müsse; wenn er nur ein oder zwei Personen behielte, würde er erschossen. Und so hieß es, wieder packen.

Das Ziel war Langenwaldau. ... Es war schon Abend, als wir dort am 19. März 1945 ankamen. Schon das erste Gut nahm uns auf. Wir waren am Ende unserer Kraft. ... Die erste Frage der schon Anwesenden war: "Bringt ihr Brot mit?" Zunächst wies man uns den Oberboden einer Scheune als Wohnung zu. Es regnete zwar herein, auch flogen Vögel durch die Ritzen hinein und hinaus, es raschelte von Mäusen - vielleicht auch von Ratten -, aber wir sanken doch todmüde auf das Stroh.

Am nächsten Tage erfuhren wir, daß in diesem Dorfe 28.000 Menschen Unterkunft gefunden hatten. Wo diese alle wohnten, war nicht schwer zu erraten. In Pferde-, Schweine- und Kuhställen wohnten sie. Wer das Glück gehabt hatte, bei den ersten Ankömmlingen zu sein,

wohnte sogar in einem Haus, allerdings mit drei bis vier Familien zusammen. Die wenigen Vorräte, die wir uns mitnehmen konnten, reichten nicht weit. Unser gewählter Obmann ging mit anderen Obmännern zum russischen Kommandanten, um ihn zu bitten, uns Lebensmittel zu geben. Die Antwort lautete: "Deutsche ... sollen verhungern, wenn nicht wollen, sind Bäume da zum Aufhängen." So, da wußten wir Bescheid! ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Grünberg am 14. Februar 1945, polnische Verwaltungübernahme ab Mai 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Georg G. aus der Stadt Grünberg in Schlesien (x002/349-352):

>>Die Russen rückten am 14. Februar 1945 in Grünberg ein. Von 35.000 Einwohnern waren ca. 4.000 in der Stadt verblieben.

Nach Aussagen russischer Soldaten waren Stadt und Landkreis für drei Tage zur Plünderung freigegeben, in Wirklichkeit dauerte sie mehrere Wochen. Überall lohten Brände auf, ganze Straßenzüge brannten vollkommen ab. ... In der Stadt gab es weder Licht noch Wasser, die wenigen Brunnen reichten bei weitem nicht aus. Die Stadt hallte bei Tag und Nacht wider vom Wehgeschrei der gequälten ... Einwohner. Frauen und Mädchen wurden Freiwild. In mein Pfarrhaus flüchtete eine große Anzahl von Mädchen und Frauen. ... Lustmorde wurden mir mehrere gemeldet. ... Ich habe die Leichen gesehen und beerdigt.

Wie furchtbar diese Greuelthaten waren, läßt sich daraus ermessen, daß von den etwa 4.000 Zurückgebliebenen in den ersten 14 Tagen über 500 Personen an Selbstmord endeten (ganze Familien, Männer, Frauen, Kinder), darunter Ärzte, hohe Gerichtsbeamte, Fabrikanten und begüterte Bürger. Die Leichen der Selbstmörder durften zwei Wochen lang nicht beerdigt werden. Sie mußten in den Wohnungen verbleiben oder wurden auf den Bürgersteigen zur Abschreckung der anderen aufgestellt.

Kapitalisten (Fabrikherren), derer man habhaft werden konnte, Männer in denen man Soldaten vermutete - der Besitz von ein Paar Stiefeln oder eines Monturstückes genügte -, ebenso Männer, die ihre Frauen und Töchter verteidigen wollten, wurden sofort erschossen oder erschlagen. ...

Die Möbel von geflüchteten Personen, alles an Kleidern, Wäsche usw. wurden auf LKW verladen und nach Rußland geschafft, der weniger kostbare Besitz zum Fenster hinausgeworfen oder in Müll-, Kies- und Sandgruben geschafft, alles zertrümmert. Deutsche Frauen mußten, in Kolonnen eingeteilt, wochenlang diese "Räumung" unter Aufsicht von Flintenweibern und russischen Troßknechten unter entsprechender Behandlung vornehmen.

Sämtliche Krankenhäuser wurden von allen Einrichtungsgegenständen geräumt, bis auf die Lichtschalter demontiert, die sanitären Anlagen zertrümmert. Furchtbarster Vandalismus mit allen nur erdenklichen Roheiten.

Alle Männer und Jungen von 14 bis 65 Jahren wurden eingefangen, in Fabrikräumen eingesperrt und dann nach Zentralrußland abtransportiert. ... Drei Nachbarpfarrer wurden erschossen bzw. erschlagen. Einer, weil er ein Paar langschäftige Stiefel besaß, der zweite, als er in seine Tasche griff, um seinen Rosenkranz herauszuholen, der dritte, weil er sich eines von russischen Soldaten erschossenen neunjährigen Knaben annahm. Zwei meiner Dekanatsgeistlichen wurden mit nach Rußland verschleppt, obwohl sie sich als Geistliche auswiesen. ...

Das größte Unglück für Grünberg waren die gewaltigen Vorräte an Wein, Sekt und Cognac sowie Schnäpsen aller Art. Grünberg war ja als Weinbaugebiet führend in Schlesien. ... Dazu waren noch bekannte Weingroßlager aus Bremen und anderen westdeutschen Orten im Kriege nach Grünberg verlagert worden. Die Bestialität und die Orgien der ständig besoffenen russischen Soldateska überstiegen jedes vorstellbare Maß. ...

Ein gräßliches Drama war der Abtrieb des Viehs. Durch Wochen bei Tag und Nacht wurden unübersehbare Herden von Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen und Ziegen auf Straßen,

und als diese nicht mehr genügten, über Stock und Stein nach Osten getrieben. Im Kreis Grünberg durfte jedes Dorf nur eine Kuh behalten. Welch grauenhafte Szenen konnte man da erleben!

In den Dörfern wurde der gesamte Vorrat an Getreide, Kartoffeln und jeglichen Lebensmitteln beschlagnahmt und abgeschleppt, ebenso die riesigen Lebensmittellager der Kaufleute. Die Leute wurden angewiesen, sich ihren Lebensunterhalt ... aus den Kellern der Geflohenen zu holen. Eine allgemeine Hungersnot mit allen ihren Krankheitserscheinungen brach aus. ... Für tagelange schwerste Arbeiten erhielten die Leute nur ein Stückchen trockenes Brot.

In der Osterwoche 1945 wurden die Tresore sämtlicher Grünberger Banken und Sparkassen von russischen Offizieren gesprengt und ausgeplündert. Der Kommandant der NKWD rühmte sich mir gegenüber, man hätte in den Tresoren allein über sechseinhalb Zentner an Gold und Edelsteinen gefunden. Er selbst trug in allen seinen Taschen ... goldene Ketten, Uhren, Ringe und kostbaren Schmuck bei sich. ...

Im Schloß der Exkaiserin Hermine in Fürsteneich, Kreis Grünberg, war der größte Teil des Staatsarchivs Breslau untergebracht. Das Schloß lag zwischen Oder und den Fürsteneicher Seen. Zu Tausenden sah man die unersetzlichen Urkunden mit ihren kostbaren Siegeln vom Winde verweht auf den Oderaueen oder auf dem Wasser der Seen treiben. Alle kostbaren Möbel, Kunstgegenstände, Bücher und Archivalien (hatte man) durch die Fenster in den großen Burggraben gestürzt. (Es war) ein Grauen ohne Ende! ...

Am 8. Mai 1945 zog mit Musik ein polnisches Eisenbahnerregiment in Grünberg ein, gefolgt von einem Schwarm beutelüsterer Polen, und nun verdoppelte sich alles Unglück und Leid.

...

Die Polen gebärdeten sich als unumschränkte Herren. Infolgedessen kam es bisweilen zu schlimmen Auseinandersetzungen und wüsten Schießereien mit den Russen. Täglich und allnächtlich gab es Tote und Verwundete. Die Russen behielten die militärischen Kommandanturen besetzt, die Polen die zivilen Verwaltungsstellen.

Alle Privatwohnungen mußten von Deutschen verlassen werden, und diese wurden unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe in den Elendsquartieren, Hintergassen und Hinterhäusern der Stadt, bis acht Parteien in einem Raum, zusammengepfercht. Das Elend war unbeschreiblich! Die Deutschen erhielten keine Lebensmittelkarten, sondern mußten sich durch schwerste Sklavenarbeit bei Aufräumarbeiten in der Stadt oder Feldarbeiten auf dem Lande das kärgliche Brot verdienen. Eine furchtbare Hungersnot brach unter den Deutschen aus, Elend und Krankheiten folgten. Der Schwarze Markt feierte Triumphe, aber kein Deutscher durfte dort kaufen, noch konnte er es, weil er kein polnisches Geld besaß. Alte Leute und Kinder starben hin wie die Fliegen. ...

In der Nacht zum 8. Januar 1946 wurde ich nach einer furchtbaren Haussuchung und vollkommener Ausplünderung mit meinen Angehörigen verhaftet und ins Gefängnis, in den Tresor und Aktenkeller der Deutschen Bank, gebracht. Dort wurden Männer und Frauen, ohne Licht, Luft und Sonne, auf kleinstem Raum interniert. ...

Zur Ernährung (erhielten wir): 3mal täglich "Kaffee" und trockenes Brot, einmal wöchentlich (gab es) eine "Brühe" aus Pferdeknöcheln. ... Die Gefangenen wurden zu allen niedrigsten Arbeiten herangezogen, die sie unter Peitschenhieben verrichten mußten. Ein hochbetagter ... Stadtrat und Baumeister ... wurde gezwungen, jeden Morgen zwischen 5 und 6 Uhr die Straßen um das Gefängnis auf den Knien mit einem Handfeger zu kehren. Er stand im Alter von 75 Jahren. Vollkommen zerschlagen wurde er dann ausgewiesen. ...

Während der 8 Hafttage wurde uns an 2 Abenden verboten, ... unsere Zellen zu verlassen (um z.B. zum Abort zu gehen). In diesen beiden Nächten hallte das Haus wider von Peitschenhieben und Stockschlägen und vom Wehgeschrei der Häftlinge aus den benachbarten Zellen ...<<